

BECOMING

MEINE GESCHICHTE

A portrait of Michelle Obama, smiling and resting her chin on her hand. She is wearing a white off-the-shoulder top and large hoop earrings. The background is a light blue-grey color.

MICHELLE
OBAMA

GOLDMANN



© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive



© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive



© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive



© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Buch

Als kleines Mädchen bestand Michelle Robinsons Welt aus der South Side von Chicago. Dort teilte sie sich mit ihrem Bruder Craig ein Zimmer in der Dachgeschosswohnung der Familie und spielte mit ihm im nahegelegenen Park. Dort erzogen ihre Eltern, Fraser und Marian Robinson, sie auch dazu, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und sich keine Angst machen zu lassen. Doch das Leben brachte sie schon bald an entfernter liegende Orte: Von den ehrwürdigen Hallen von Princeton, wo sie schnell lernen sollte, wie es sich anfühlt, die einzige schwarze Frau im Raum zu sein, bis in den verglasten Büroturm, in welchem sie als junge Unternehmensanwältin Überstunden machte – und wo an einem schönen Sommertag ein Jurastudent namens Barack Obama in ihrem Büro aufkreuzte und all ihre sorgsam aufgestellten Pläne auf den Kopf stellte.

Erstmalig beschreibt Michelle Obama in diesem Buch, wie sie in den ersten Jahren ihrer Ehe darum kämpfen musste, ihr Berufs- und Familienleben mit der sich schnell entwickelnden politischen Karriere ihres Mannes unter einen Hut zu bringen. Sie nimmt uns mit zu den privaten Diskussionen darum, ob er für das Amt des Präsidenten kandidieren solle und um ihre damit einhergehende Rolle als populäre, aber dennoch oft kritisierte Frau an seiner Seite. Sie gewährt uns einen Blick hinter die Kulissen ihrer Geschichte und erzählt mit großem Verve, einer ordentlichen Portion Humor und in unüblicher Offenheit davon, wie ihre Familie durch die historische Wahl ihres Mannes über Nacht weltweit bekannt wurde und wie das Leben im Weißen Haus in den darauffolgenden acht Jahren ablief – einer Zeit, in der sie ihr Land besser kennenlernte, und das Land sie.

BECOMING. Meine Geschichte nimmt uns mit in bescheidene Küchen in Iowa und in Ballsäle im Buckingham Palace, zeigt uns Momente großer Trauer und tiefer Widerstandskraft, und lässt uns tief in die Seele einer einzigartigen und wegweisenden Frau blicken, die immer wieder danach strebt, sie selbst zu bleiben und die ihre Kraft und ihre Stimme in den Dienst einer größeren Sache stellt. In der Art und Weise, wie sie ihre Geschichte erzählt – ehrlich und unverblümt – gibt sie uns allen eine Herausforderung mit auf unseren Weg:

Wer sind wir – und wer möchten wir werden?

Autorin

MICHELLE ROBINSON OBAMA war von 2009 bis 2017 die First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie studierte an der Princeton University und an der Harvard Law School und begann ihre berufliche Laufbahn als Anwältin bei der Kanzlei Sidley & Austin in Chicago, wo sie ihren zukünftigen Ehemann Barack Obama kennenlernte. Später arbeitete sie im Büro des Bürgermeisters von Chicago, an der University of Chicago und am University of Chicago Medical Center. Michelle Obama gründete auch die Chicagoer Sektion von »Public Allies«, einer Organisation, die junge Menschen auf eine Laufbahn im öffentlichen Dienst vorbereitet.

Die Obamas leben derzeit in Washington, D. C. Sie haben zwei Töchter, Malia und Sasha.

MICHELLE OBAMA

BECOMING

Meine Geschichte

Aus dem amerikanischen Englisch von
Harriet Fricke, Tanja Handels, Elke Link,
Andrea O'Brien, Jan Schönherr
und Henriette Zeltner

GOLDMANN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2018 by Michelle Obama

Copyright des Vorworts © 2021 by Michelle Obama

Copyright des Diskussionsmaterials © 2021 by Penguin Random House LLC

Copyright © 2018 der Originalausgabe by Crown Publishing Group, a division of Penguin Random House LLC, New York.

»Notiz an mich selbst« wurde ursprünglich als Teil der Sendung CBS This Morning in der Rubrik Note to Self am 11. Dezember 2018 ausgestrahlt; Copyright © 2018 by Michelle Obama.

»Ein Gespräch mit Michelle Obama« erschien erstmalig 2018 auf BecomingMichelleObama.com; Copyright der Fragen © 2018 by Penguin Random House LLC, Copyright der Antworten © 2018 by Michelle Obama.

Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Goldmann Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München, nach einem Design von
Christopher Brand und unter Verwendung eines Fotos von Miller Mobley

Lektorat: Jacob Thomas · Redaktion: Antje Steinhäuser

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

JT · Herstellung: Han

ISBN 978-3-641-22732-6

V011

www.goldmann-verlag.de



*Für all diejenigen,
die mein Werden und meine Geschichte unterstützt haben:*

*die Menschen, die mich großgezogen haben –
Fraser, Marian, Craig und meine riesige erweiterte Familie,
meinen Kreis aus starken Frauen,
die mir immer wieder Kraft geben,
mein loyales und engagiertes Team, das mich fortwährend mit Stolz
erfüllt.*

Für die Lieben meines Lebens:

*Malia und Sasha, meine beiden allergrößten Schätze
und mein Grund zu leben,*

*und schließlich für Barack,
der mir immer eine spannende Reise versprochen hat.*

Vorwort

Ich bin sehr stolz auf dieses Buch, das mir ungeheuer viel bedeutet – und hoffentlich auch Ihnen viel bedeuten wird.

Eins war mir von Anfang an klar: Wenn ich meine Memoiren niederschriebe, müssten sie von mehr handeln als davon, welches Blau ich für das Porzellan wollte oder wer zu einem Staatsbankett geladen war. Sicher, auch das ist Teil meiner Geschichte, spielt darin aber ehrlich gesagt keine besonders große Rolle. Mir lag auch nichts an Medienrummel oder am Begleichen alter Rechnungen, denn auch darauf kommt es im Leben nicht an.

Schon immer wichtig war mir aber, tief genug zu graben, um unsere Geschichten vollständig zu bergen, einschließlich der weniger schönen Stellen. Nicht die Titel, die ich irgendwann mal trug, oder die Prominenten, die ich traf, haben mich zu der gemacht, die ich heute bin, sondern all die verschlungenen Wege und kurvigen Straßen, der Frust und die Widersprüche, das beständige Wachstum mit all seinem Schmerz, seiner Freude und seinen Wirren. Wenn dieses Buch irgendwas bewirken sollte, so viel war mir klar, musste es roh, verletzlich und ungeniert ehrlich sein.

Als schwarzer Frau lag mir all das noch viel mehr am Herzen. Die Geschichten schwarzer Frauen wurden in der Vergangenheit meistens gar nicht oder von anderen erzählt – von Menschen, die nicht in unserer Haut steckten und sich oft nicht mal die Mühe machten, sich wenigstens vorzustellen, wie man sich darin fühlt. Deshalb war es mir so wichtig, in meinen eigenen Worten und zu meinen eigenen Bedingungen nicht nur die Geschichte der ersten schwarzen First Lady

zu erzählen, sondern auch die eines kleinen schwarzen Mädchens, das fleißig studiert, Anwältin wird und sich verliebt; die Geschichte einer schwarzen Frau, die Kinder großzieht, Karriere macht und sich in einer turbulenten Welt über Wasser hält. Es liegt ungeheure Schönheit in den Geschichten aller schwarzen Frauen, egal ob sie First Lady werden oder sonst irgendwas.

Diese Schönheit anzunehmen, bedeutete für mich, meine gesamte Geschichte zu reflektieren, nicht nur die bedeutenden Meilensteine, sondern auch den ringsherum wirbelnden historischen und gesellschaftlichen Kontext. Und ich hatte großen Spaß daran, winzigkleine, längst vergessene Details wieder auszugraben: den frischen Duft von Putzmittel an einem Frühlingstag, die ungekünstelte Lässigkeit, mit der mein Großvater am Samstagnachmittag seine Schallplatten auflegte, das Kratzen des Eisschabers an einem frostigen Vormittag in Chicago. Obwohl ich manchmal denke, die Geschichten in diesem Buch könnten vielleicht zu klein und trivial sein, habe ich bei der Arbeit daran doch immer wieder aufs Neue gelernt, dass diese flüchtigen Augenblicke vielleicht sogar die wichtigsten Bestandteile unserer Biografien sind. Diese uralten Sinneserinnerungen und verstaubten Gefühlsregungen können die Zeit verdoppeln und den Menschen, der wir sind, über den legen, der wir mal waren. Diese Erfahrung – zugleich Vergangenheit und Gegenwart zu sehen – war für mich enorm bedeutsam, hat in meiner Geschichte einen Glanz zum Vorschein gebracht, der mir vorher niemals aufgefallen war.

Einfach war das alles trotzdem nicht, vor allem nicht der Schritt, diese wahrhaftigste Version meiner selbst dem Urteil der Welt preiszugeben. In der Nacht vor der Veröffentlichung – als alle Kapitel geschrieben, alle Exemplare gedruckt, gebunden und in Ladenregale gestellt waren –, bin ich panisch aufgewacht. Am nächsten Abend sollte ich vor 14 000 Menschen in einem Basketballstadion mit Oprah

Winfrey über meine Memoiren sprechen, als Auftakt zu einer Lesereise um die Welt. Unruhig wälzte ich mich hin und her, voller Sorge, dass diese kleinen Geschichten diese gewaltige Last nicht schultern könnten.

Was, wenn das Buch nichts taugt? Was, wenn es den Leuten nicht gefällt? Oder ihnen schlicht egal ist?

Mein Mann geht in der Regel lange nach mir ins Bett und war zum Glück noch auf, als meine Ängste mich überfielen und nicht mehr losließen. Ich quälte mich hoch, schlüpfte in meine Hausschuhe und ging nach unten, um mit ihm zu reden. »Vielleicht war die Lesereise doch keine so gute Idee«, sagte ich. Vielleicht würde das Buch ein Flop. Barack nahm mich in den Arm und legte seine Stirn an meine. »Das Buch ist gut, Mische«, sagte er. »Wirklich.«

Damals war ich bereits acht Jahre lang die First Lady der Vereinigten Staaten gewesen. Ich hatte unzählige Interviews gegeben und wer weiß wie viele Reden gehalten. Oprah Winfrey war nicht einfach eine mächtige Fernsehmoderatorin, sondern eine Freundin.

Trotzdem, die Zweifel lassen einen nie ganz los. Wir alle haben unsere wunden Stellen, die wir instinktiv bedecken.

Dieses Buch hat mir bestätigt, wie gut es ist, diesem Instinkt zu trotzen und sich seinen Ängsten zu stellen. Auf diese Weise findet man die tiefsten Wahrheiten – man versteht, worauf es ankommt, lernt, Dinge loszulassen, die einen ausbremsen, und sich selbst zu akzeptieren und an sich zu glauben.

Ich hoffe, Sie werden beim Lesen meiner Geschichte über Ihre eigene nachdenken – über all Ihre Blessuren, all Ihre Triumphe und jedes laute Lachen. Und dann, so hoffe ich, werden Sie diese Geschichte mit anderen teilen, mit Haut und Haar, vor allem die wunden Stellen. Denn nur so können wir uns alle weiterentwickeln.

Michelle Obama

Dezember 2020

PROLOG

März 2017

Als Kind hatte ich einfache Ziele. Ich wollte einen Hund haben. Ich wollte ein Haus mit einer Treppe – zwei Stockwerke für eine Familie. Und aus irgendeinem Grund wünschte ich mir einen viertürigen Kombi statt des zweitürigen Buick, der der ganze Stolz meines Vaters war. Ich erzählte allen, dass ich Kinderärztin werden wollte, wenn ich groß war. Warum? Weil ich gern mit kleinen Kindern zusammen war und außerdem schnell heraushatte, dass Erwachsene so etwas gerne hörten. *Ach, Ärztin! Das ist aber eine prima Entscheidung!* Damals hatte ich Zöpfe, kommandierte meinen großen Bruder herum und schaffte es, immer und unter allen Umständen, in der Schule die besten Noten zu bekommen. Ich war ehrgeizig, obwohl ich nicht so genau wusste, was ich dabei eigentlich im Sinn hatte. Inzwischen glaube ich, dass Erwachsene einem Kind kaum eine sinnlosere Frage stellen können als: *Was willst du mal werden, wenn du groß bist?* Als ob das Werden ein Ziel hätte. Als ob man irgendwann etwas geworden ist, und damit hat es sich dann.

Bisher wurde ich in meinem Leben Anwältin. Ich wurde Vizepräsidentin eines Krankenhauses und habe eine gemeinnützige Organisation geleitet, die junge Menschen dabei unterstützt, sich eine erfüllende Karriere aufzubauen. Ich war eine schwarze Studentin aus der Arbeiterschicht an einem renommierten, mehrheitlich weißen College. Ich war oft die einzige Frau, die einzige Afroamerikanerin, in den unterschiedlichsten Räumen. Ich war Braut, gestresste junge

Mutter, von Trauer zerrissene Tochter. Und bis vor Kurzem war ich die First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika – ein Beruf, der offiziell gar kein Beruf ist, mir aber trotzdem ein Podium geboten hat, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Er hat mich herausgefordert, mich demütig gemacht, mich emporgehoben und niedergestreckt, nicht selten sogar beides gleichzeitig. Ich fange gerade erst an, all das zu verarbeiten, was in den vergangenen Jahren geschehen ist – angefangen mit dem Moment im Jahr 2006, als mein Mann erstmals von einer Präsidentschaftskandidatur zu sprechen begann, bis hin zu dem kalten Morgen im letzten Winter, als ich mit Melania Trump in eine Limousine stieg, um sie zur Amtseinführung ihres Mannes zu begleiten. Was für ein Ritt!

Als First Lady erlebt man Amerika in all seinen Extremen. Ich war bei Fundraising-Veranstaltungen in Privathäusern, die eher an Kunstmuseen erinnern; Häuser, deren Bewohner Badewannen aus Edelstein besitzen. Ich habe Familien besucht, die durch Hurrikan Katrina alles verloren hatten und Tränen der Dankbarkeit weinten, wenn ihnen wenigstens noch ein funktionsfähiger Kühlschrank und Herd geblieben war. Ich habe Menschen kennengelernt, die ich oberflächlich und scheinheilig fand, und andere – Lehrer, Ehepartner von Militärangehörigen und so viele andere –, die von ganz erstaunlicher Tiefe und Stärke waren. Und ich bin Kindern begegnet – zahllosen Kindern, überall auf der Welt –, die mich zum Lachen gebracht, mich mit Hoffnung erfüllt haben und wunderbarerweise meine Stellung einfach vergaßen, sobald wir anfangen, gemeinsam in der Erde eines Gartens zu graben.

Seitdem ich zögerlich in die Öffentlichkeit trat, hat man mich als mächtigste Frau der Welt hochgehalten und gleichzeitig als »zornige schwarze Frau« niedergemacht. Am liebsten hätte ich meine Kritiker gefragt, welcher Teil dieser Formulierung eigentlich das Entscheidende

für sie war: »zornig«, »schwarz« oder »Frau«? Ich habe für Fotos mit Leuten gelächelt, die meinen Mann im Fernsehen aufs Übelste beschimpfen, sich aber trotzdem noch ein gerahmtes Andenken auf den Kaminsims stellen wollen. Ich habe von den Untiefen des Internets gehört, wo alles an mir in Zweifel gezogen wird, bis hin zu der Frage, ob ich überhaupt eine Frau oder nicht doch ein Mann bin. Ein amtierender Kongressabgeordneter hat sich über meinen Hintern lustig gemacht. Ich war gekränkt. Ich war stinksauer. Aber meistens habe ich mich einfach bemüht, über solche Dinge nur zu lachen.

Es gibt noch so vieles, was ich nicht weiß, über Amerika, über das Leben, darüber, was die Zukunft bringen wird. Aber mich selbst kenne ich. Mein Vater Fraser hat mir beigebracht, hart zu arbeiten, viel zu lachen und immer Wort zu halten. Meine Mutter Marian hat mir gezeigt, wie ich mit meinem eigenen Kopf denken und meine Stimme einsetzen kann. Gemeinsam haben sie mir in unserer beengten Wohnung in der South Side von Chicago dazu verholfen, den Wert unserer Geschichte, meiner Geschichte und der größeren Geschichte unseres Landes zu erkennen. Selbst dann, wenn sie weder schön noch perfekt ist. Selbst wenn sie realer ist, als einem eigentlich lieb wäre. Denn die eigene Geschichte ist das, was wir haben, was wir immer haben werden. Wir müssen sie für uns beanspruchen.

Ich habe acht Jahre lang im Weißen Haus gelebt, einem Ort, der mehr Treppen hat, als ich zählen kann – und dazu noch Aufzüge, eine Kegelbahn und einen hauseigenen Floristen. Ich schlief in einem Bett, das mit italienischer Bettwäsche bezogen war. Unsere Mahlzeiten wurden von einem Team erstklassiger Köche zubereitet und von Fachleuten serviert, die besser ausgebildet sind als das Personal in irgendeinem Fünf-Sterne-Restaurant oder -Hotel. Agenten des Secret Service – bewaffnet, mit Knopf im Ohr und mit betont ausdrucksloser Miene – standen vor unseren Türen und gaben sich alle Mühe, sich aus

unserem Familienleben herauszuhalten. Irgendwann hatten wir uns mehr oder weniger daran gewöhnt – an die eigentümliche Pracht unseres neuen Zuhauses und auch an die ständige stumme Gegenwart anderer.

Das Weiße Haus ist der Ort, an dem unsere Töchter auf den Fluren Ball spielten und auf dem South Lawn, dem großen Rasen südlich des Hauses, auf Bäume kletterten. Es ist der Ort, an dem Barack bis spät in die Nacht im Treaty Room über Lageberichten und Redeentwürfen brütete, und es ist auch der Ort, an dem Sunny, einer unserer Hunde, hin und wieder auf den Teppich kackte. Ich konnte auf dem Truman Balcony stehen und den Touristen dabei zuschauen, wie sie mit ihren Selfie-Sticks posierten, durch den eisernen Zaun spähten und zu erkennen versuchten, was dahinter wohl so vor sich ging. Es gab Tage, da verursachte es mir Beklemmungen, dass wir die Fenster aus Sicherheitsgründen immer geschlossen halten mussten, dass ich nicht einfach ohne großes Brimborium kurz frische Luft schnappen konnte. Und dann wieder gab es Zeiten, da erfüllten mich die weißen Magnolien, die draußen blühten, der emsige Alltag des Regierungsbetriebs und die eindrucksvollen militärischen Begrüßungszeremonien mit tiefer Ehrfurcht. Es gab Tage, Wochen und Monate, da hasste ich die Politik regelrecht. Und es gab Momente, da war ich von der Schönheit dieses Landes und seiner Menschen derart überwältigt, dass mir die Worte fehlten.

Dann war es vorbei. Obwohl man weiß, dass dieser Tag kommen wird, obwohl die vorangehenden Wochen von einem emotionalen Abschied nach dem anderen erfüllt sind, rauscht der Tag selbst einfach so vorbei. Eine Hand wird auf die Bibel gelegt; ein Eid wird gesprochen. Die Möbel des einen Präsidenten werden ein-, die des anderen ausgeräumt. Innerhalb weniger Stunden werden Schränke geleert und wieder neu gefüllt. Und einfach so ruhen plötzlich neue

Köpfe auf neuen Kissen – neue Temperamente, neue Träume. Und wenn es dann vorbei ist, wenn man zum letzten Mal aus der Tür der berühmtesten Adresse der Welt getreten ist, muss man in vielerlei Hinsicht wieder zu sich selbst finden.

Darum möchte ich mit einem kleinen Erlebnis beginnen, das noch gar nicht lange zurückliegt. Ich war daheim, in dem roten Backsteinhaus, das wir kurz zuvor bezogen hatten. Unser neues Haus liegt etwa zwei Meilen von unserem alten entfernt, in einer ruhigen Straße inmitten einer Wohngegend. Wir sind noch dabei, uns einzurichten. Im Wohnzimmer sind die Möbel genauso wie vorher im Weißen Haus angeordnet. Überall haben wir Andenken verteilt, die uns daran erinnern sollen, dass das alles auch wirklich passiert ist: Fotos von unseren Familienurlaube in Camp David, die handgetöpften Gefäße, die ich von der Abschlussklasse einer Schule für amerikanische Ureinwohner geschenkt bekommen habe, ein von Nelson Mandela signiertes Buch. Das Seltsame an diesem Abend war, dass alle fort waren. Barack war auf Reisen. Sasha war mit Freundinnen unterwegs. Malia lebt und arbeitet inzwischen in New York und verbrachte gerade die letzten Wochen ihres *gap years*, einer Art Auszeit vor dem Beginn des Studiums. Ich war ganz allein mit unseren beiden Hunden und einem stillen, leeren Haus; etwas, das ich seit acht Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Und ich war hungrig. Gefolgt von den Hunden ging ich aus dem Schlafzimmer die Treppe hinunter. In der Küche angekommen öffnete ich die Tür des Kühlschranks. Ich nahm eine Packung Toast heraus und steckte zwei Scheiben davon in den Toaster. Dann machte ich den Schrank auf und holte mir einen Teller. Mir ist klar, wie seltsam sich das anhört, aber mir selbst einen Teller aus dem Küchenschrank zu nehmen, ohne dass irgendwer darauf beharrt, ihn für mich zu holen, und dann allein neben dem Toaster zu stehen und zu warten, bis die

Scheiben braun sind, kommt mir wie die größtmögliche Wiederannäherung in mein altes Leben vor. Vielleicht ist es aber auch mein neues Leben, das sich allmählich ankündigt.

Am Ende beließ ich es nicht beim Toast – ich machte mir einen Käsetoast, legte die Brotscheiben in die Mikrowelle und ließ eine dicke Schicht sämigen Cheddar-Käse dazwischen zerschmelzen. Dann ging ich mit meinem Teller in den Garten hinaus. Ich brauchte niemandem zu sagen, wo ich hinging. Ich ging einfach. Barfuß und in Shorts. Die Winterkälte war endlich verflogen. In den Beeten entlang der Gartenmauer schauten die ersten Krokusse aus dem Boden. Es roch nach Frühling. Ich setzte mich auf die Stufen unserer Veranda, spürte die Wärme der Sonne, die sich noch in den Schieferplatten unter meinen Füßen hielt. Irgendwo bellte ein Hund, und meine beiden Hunde horchten auf und wirkten kurz etwas verwirrt. Mir kam der Gedanke, dass es für sie ein irritierender Klang sein musste, im Weißen Haus hatten wir ja keine Nachbarn gehabt, geschweige denn Nachbarshunde. Für sie war das alles noch neu. Und während die Hunde lostrotteten, um den Garten zu erkunden, aß ich im Dunkeln meinen Toast und fühlte mich im allerbesten Sinn allein. Meine Gedanken waren nicht bei dem Grüppchen bewaffneter Wachleute, das – keine hundert Meter entfernt – den extra eingebauten Kommandoposten in unserer Garage bemannte, ich dachte auch nicht an den Umstand, dass ich auch weiterhin nicht ohne Personenschutz auf die Straße würde gehen können. Ich dachte nicht an den neuen Präsidenten – und in diesem Moment auch nicht an den alten.

Stattdessen dachte ich daran, dass ich in ein paar Minuten ins Haus zurückkehren, meinen Teller abspülen und dann ins Bett gehen, vielleicht sogar ein Fenster auflassen würde, um die Frühlingsluft zu spüren – und daran, was für eine Wohltat das sein würde! Und außerdem dachte ich daran, dass diese Stille mir die erste richtige

Gelegenheit zur Besinnung bot. Als First Lady konnte ich mich am Ende einer hektischen Woche oft kaum noch erinnern, wie sie angefangen hatte. Jetzt bekommt die Zeit allmählich wieder eine andere Qualität. Meine Töchter, die mit ihren Polly-Pocket-Püppchen, einer Schmusedecke namens Blankie und einem Plüschtiger namens Tiger ins Weiße Haus gezogen waren, sind inzwischen Teenager, junge Frauen mit eigenen Plänen und eigenen Stimmen. Mein Mann findet sich auf seine Weise in das Leben nach dem Weißen Haus ein, versucht auf seine Weise durchzuatmen. Und ich? Ich bin hier, an diesem neuen Ort, und habe vieles zu sagen.

Becoming Me



Ich werden

Ich verbrachte einen Großteil meiner Kindheit damit, nach dem Klang des Strebens zu lauschen. Er drang in Form von schlechter oder zumindest dilettantisch gespielter Musik durch die Ritzen der Bodendielen in mein Zimmer herauf – das Geklimper von Schülerinnen und Schülern, die unten bei meiner Großtante Robbie am Klavier saßen und langsam und fehlerhaft ihre Tonleitern übten. Meine Familie lebte in South Shore, einem Stadtviertel im Süden von Chicago, in einem hübschen Backsteinhäuschen, das Robbie und ihrem Mann Terry gehörte. Meine Eltern hatten die Wohnung im ersten Stock gemietet, Robbie und Terry wohnten im Erdgeschoss. Robbie war die Tante meiner Mutter und hatte sich ihr gegenüber jahrelang sehr großzügig gezeigt, für mich aber hatte sie etwas Bedrohliches. Steif und ernst dirigierte sie den Chor einer nahe gelegenen Kirche, und sie war die Klavierlehrerin in unserem Viertel. Sie trug vernünftige Schuhe und um den Hals eine Lesebrille an einer Kette. Sie konnte verschmitzt lächeln, hatte im Gegensatz zu meiner Mutter jedoch nichts für Sarkasmus übrig. Manchmal stauchte sie ihre Schüler zusammen, weil sie nicht genug geübt hatten, oder sie stauchte deren Eltern zusammen, weil sie die Kinder zu spät zum Unterricht brachten.

»Gute Nacht!«, rief sie dann mitten am Tag, genauso entnervt, wie man sonst »Herrgott noch mal!« herauspoltern würde. Nur wenige, so schien es, konnten Robbies Anforderungen gerecht werden.

Das Geräusch von Menschen, die sich bemühen, wurde zum

Soundtrack unseres Lebens. Geklimper am Nachmittag, Geklimper am Abend. Manchmal kamen die Damen aus der Gemeinde, um Kirchenlieder zu üben, und schmetterten voller Inbrunst ihre Frömmigkeit durch die Wände des Hauses. Bei Robbie galt die Regel, dass ihre Klavierschüler immer nur an einem Lied üben durften. Von meinem Zimmer aus hörte ich, wie sie unsicher Note für Note versuchten, Robbies Anerkennung zu erlangen, und sich nach vielen Anläufen von Kinderliedern wie »Hot Cross Buns« zu Brahms' »Wiegenlied« hocharbeiteten. Die Musik störte nicht, sie war einfach nur ständig da. Sie schlich das Treppenhaus hinauf, das unseren Teil des Hauses von Robbies Teil trennte. Im Sommer wehte sie durch die offenen Fenster und begleitete meine Gedanken, wenn ich mit meinen Barbiepuppen spielte oder kleine Königreiche aus Klötzchen baute. Es gab nur dann eine Unterbrechung, wenn mein Vater von seiner Frühschicht in der städtischen Wasseraufbereitungsanlage zurückkehrte, den Fernseher einschaltete, um ein Spiel der Chicago Cubs zu sehen, und die Lautstärke gerade so aufdrehte, dass davon alles andere übertönt wurde.

Das waren die Ausläufer der 1960er Jahre in der South Side von Chicago. Die Cubs waren nicht schlecht, aber sie waren auch nicht gerade gut. Ich saß im Lehnstuhl auf dem Schoß meines Vaters, und er erklärte mir, dass die Cubs gerade eine Flaute am Ende der Saison hatten oder warum »sweet-swinging« Billy Williams, der gleich bei uns um die Ecke in der Constance Avenue wohnte, von der linken Seite der Homeplate so traumhaft den Ball schlug. Außerhalb der Baseballstadien befand sich Amerika inmitten eines enormen Umbruchs mit ungewissem Ausgang. Die Kennedys waren tot. Martin Luther King Jr. war auf einem Balkon in Memphis umgebracht worden, worauf es im ganzen Land zu Krawallen kam, auch in Chicago. Auf dem Parteitag der Demokraten im Jahr 1968 kam es zu

blutigen Ausschreitungen, als die Polizei im Grant Park, etwa neun Meilen nördlich von uns, mit Schlagstöcken und Tränengas auf Vietnamkriegsgegner losging. Weiße Familien zogen inzwischen scharenweise in die Vorstädte, angelockt von Versprechungen wie besseren Schulen, mehr Platz und wahrscheinlich auch mehr Weiß.

Nichts davon nahm ich damals bewusst wahr. Ich war bloß ein Kind, ein Mädchen mit Barbiepuppen und Bausteinen, mit Eltern und einem älteren Bruder, dessen Kopf nachts etwa einen Meter entfernt von meinem lag. Meine Familie war meine Welt, das Zentrum von allem. Meine Mutter brachte mir früh das Lesen bei, ging mit mir in die öffentliche Bücherei und setzte sich zu mir, während ich die Wörter auf den Buchseiten erkundete. Mein Vater verließ jeden Morgen in der blauen Uniform der städtischen Angestellten das Haus, abends aber zeigte er uns dann, was es bedeutete, Jazz und Kunst zu lieben. Als Kind hatte er Kurse am Art Institute of Chicago belegt, und auf der Highschool hatte er gemalt und Skulpturen gemacht. Als Schüler war er außerdem Leistungsschwimmer und Boxer gewesen, und als Erwachsener schaute er leidenschaftlich gerne Sportübertragungen im Fernsehen, von Profi-Golf bis zur National Hockey League. Er sah gerne zu, wie starke Menschen sich selbst übertrafen. Als mein Bruder Craig sich für Basketball zu interessieren begann, legte mein Vater ihm Münzen auf den Türrahmen in der Küche und spornte ihn dazu an, nach ihnen zu springen.

Alles, was wichtig war, lag in einem Radius von fünf Blocks – meine Großeltern, meine Cousins und Cousinen, die Kirche an der Ecke, wo wir nicht gerade regelmäßig die Sonntagsschule besuchten, die Tankstelle, zu der mich meine Mutter manchmal schickte, um eine Schachtel Newport zu holen, und der Spirituosenladen, in dem es Toastbrot der Marke Wonder Bread, Süßigkeiten, die man sich selbst zusammenstellen konnte, und Milch in Gallonenflaschen gab. An

heißen Sommerabenden schliefen Craig und ich zu den Anfeuerungsrufen der Softballspieler ein, die aus dem nahe gelegenen öffentlichen Park zu uns drangen, wo wir tagsüber das Klettergerüst erklimmen und mit anderen Kindern Fangen spielten.

Craig und ich sind nicht ganz zwei Jahre auseinander. Er hat die sanften Augen und den optimistischen Geist unseres Vaters und die Unerbittlichkeit unserer Mutter. Wir hatten immer ein sehr enges Verhältnis, nicht zuletzt dank einer unbeirrbaren und irgendwie unerklärlichen Loyalität, die er gleich von Beginn an für seine kleine Schwester verspürte. Es gibt ein frühes Familienfoto, eine Schwarz-Weiß-Aufnahme, auf der wir vier auf einem Sofa sitzen. Meine Mutter lächelt und hält mich auf dem Schoß, mein Vater hat Craig auf den Knien und wirkt ernst und stolz. Wir sind für den Kirchgang gekleidet, vielleicht auch für eine Hochzeit. Ich bin etwa acht Monate alt, ein pausbackiger, moppeliger Rabauke, der sich nichts bieten lässt, in Windeln und einem gebügelten weißen Kleid. Ich sehe aus, als würde ich mich jeden Moment dem Griff meiner Mutter entwinden, und starre dabei in die Kamera, als würde ich sie gleich fressen wollen. Craig neben mir, mit Fliege und Sakko, sieht aus wie ein kleiner Gentleman. Sein Gesichtsausdruck ist ernst. Er ist zwei Jahre alt und bereits die Verkörperung brüderlicher Wachsamkeit und Verantwortung – er streckt die Arme nach mir aus, seine Finger umschließen schützend mein speckiges Handgelenk.



Das ist meine Familie, festlich gekleidet, um 1965. Man beachte den beschützenden Blick meines Bruders Craig und wie fürsorglich er mich am Handgelenk hält.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Zu der Zeit, als das Foto entstand, lebten wir gegenüber von den Eltern meines Vaters in Parkway Gardens, einem bezahlbaren Wohnprojekt in der South Side, das aus modernistischen Mehrfamilienhäusern bestand. Es war in den 1950er Jahren gebaut und als Genossenschaft konzipiert worden, um den Wohnungsmangel unter schwarzen Arbeiterfamilien nach dem Zweiten Weltkrieg zu lindern. Aufgrund bitterer Armut und Bandengewalt verkam es später zusehends und verwandelte sich in eines der gefährlichsten Wohnviertel der Stadt. Doch da waren wir schon lange weg. Meine Eltern hatten sich als Teenager kennengelernt und mit Mitte zwanzig geheiratet. Als ich noch ein Kleinkind war, hatten sie Robbies und Terrys Angebot angenommen, ein paar Meilen weiter südlich bei ihnen einzuziehen, in einer angenehmeren Nachbarschaft.

In der Euclid Avenue lebten zwei Haushalte unter einem nicht allzu großen Dach. Ihrem Grundriss nach zu urteilen war die Wohnung im Obergeschoss als Einliegerwohnung für ein oder zwei Leute geplant gewesen, aber wir passten auch zu viert hinein. Meine Eltern schliefen im einzigen Schlafzimmer, Craig und ich teilten uns einen größeren Bereich, der wohl ursprünglich als Wohnzimmer gedacht gewesen war. Später, als wir größer wurden, brachte mein Großvater – Purnell Shields, der Vater meiner Mutter, der ein begeisterter, wenn auch nicht besonders talentierter Schreiner war – ein paar billige Sperrholzplatten vorbei und zog damit eine notdürftige Wand ein, um aus dem einen Raum zwei halbwegs getrennte Zimmer zu machen. Jedem dieser Zimmerchen fügte er noch eine Falttür aus Plastik hinzu und ließ davor noch etwas Platz für einen kleinen Bereich, wo wir unsere Spielsachen und Bücher aufbewahren konnten.

Ich liebte mein Zimmer. Es war gerade groß genug für ein Einzelbett und einen schmalen Schreibtisch. Meine ganzen Plüschtiere kamen auf das Bett. Ich steckte sie mir jeden Abend um den Kopf herum fest, als

eine Art Einschlafritual. Craig lebte auf seiner Seite der Wand ein spiegelbildliches Leben. Sein Bett war parallel zu meinem an die Trennwand geschoben. Diese war so dünn, dass wir uns, wenn wir nachts im Bett lagen, problemlos unterhalten konnten. Manchmal warfen wir dabei eine zusammengeknüllte Socke durch einen etwa fünfundzwanzig Zentimeter großen Spalt zwischen Trennwand und Decke hin und her.

Tante Robbie hingegen hatte ihren Teil des Hauses wie ein Mausoleum eingerichtet. Die Polstermöbel steckten in Schutzhüllen aus Plastik, die kalt an meinen nackten Beinen pappten, wenn ich mich traute, mich daraufzusetzen. Die Regale quollen über vor lauter Porzellanfigürchen, die wir ja nicht anfassen durften. Manchmal ließ ich für einen Moment lang meine Hand über einem Ensemble aus niedlichen Glaspudeln schweben – einer filigranen Hündin mit drei kleinen Welpen – nur, um sie aus Furcht vor Robbies Zorn ganz schnell wieder zurückzuziehen. Wenn gerade kein Klavierunterricht stattfand, war es im Erdgeschoss totenstill. Nie lief der Fernseher, und auch das Radio war nie an. Ich weiß noch nicht einmal, ob sich die beiden dort unten viel unterhalten haben. Robbies Mann hieß mit vollem Namen William Victor Terry, aber aus irgendeinem Grund sprachen wir ihn nur mit seinem Nachnamen an. Terry war wie ein Schatten, ein vornehm aussehender Mann, der an jedem Tag der Woche einen dreiteiligen Anzug trug und so gut wie nie auch nur ein Wort sagte.

Oben und Unten wurden für mich schließlich zu zwei unterschiedlichen Universen, die von geradezu gegensätzlichen Empfindungen beherrscht wurden. Oben machten wir Lärm, und zwar völlig unverfroren. Craig und ich warfen uns Bälle zu und jagten uns gegenseitig durch die Wohnung. Wir polierten die Holzdielen im Gang mit Möbelspray, sodass wir in Socken weiter und schneller rutschen

konnten und deshalb auch mehr als einmal gegen die Wände krachten. Die Küche war der Boxring, in dem Bruder und Schwester gegeneinander antraten. Dabei trugen wir die Boxhandschuhe, die wir von unserem Dad, zusammen mit einer individuellen Anleitung, wie man einen guten Jab platzierte, zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten. Abends spielte die ganze Familie dann Brettspiele, erzählte Geschichten und Witze und legte laut Jackson-Five-Platten auf. Wenn es Robbie unten zu viel wurde, schaltete sie das Licht in unserem gemeinsamen Treppenhaus immer wieder energisch an und aus – und teilte uns auf ihre eigene, naja, höfliche Art und Weise mit, jetzt aber endlich mal die Luft anzuhalten.

Robbie und Terry waren älter. Sie waren in einer anderen Zeit aufgewachsen, mit anderen Sorgen. Sie hatten Dinge mitbekommen, die meine Eltern nicht erlebt hatten – Dinge, die Craig und ich als lärmende Kinder nicht einmal im Ansatz erahnen konnten. So oder so ähnlich vermittelte uns das meine Mutter, wenn wir uns zu sehr über die Nörgelei von unten aufregten. Selbst wenn wir den Kontext nicht kannten, wurden wir dazu angehalten, uns immer daran zu erinnern, dass es einen Kontext gab. Unsere Eltern erklärten uns, dass jeder Mensch auf der Welt seine unsichtbare Geschichte mit sich herumträgt und allein deshalb etwas an Toleranz verdient. Viele Jahre später sollte ich erfahren, dass Robbie die Northwestern University wegen Diskriminierung verklagt hatte. Sie hatte sich 1943 für ein Chormusik-Seminar eingeschrieben und kein Zimmer im Studentinnenwohnheim bekommen. Sie sollte stattdessen in einer Pension in der Stadt unterkommen – in einem Haus »für Farbige«, wie man ihr zu verstehen gab. Terry für seinen Teil hatte früher bei einer der vielen Nachtzuglinien von und nach Chicago als Pullman Porter gearbeitet. Das war ein angesehener, wenn auch nicht sehr gut bezahlter Beruf, der nur von schwarzen Männern ausgeübt wurde. In ihren tadellos

gepflegten Uniformen trugen sie das Gepäck, servierten Mahlzeiten und kümmerten sich allgemein um die Bedürfnisse der Zugreisenden, sie putzten ihnen sogar die Schuhe.

Noch Jahre nach seiner Pensionierung lebte Terry in einem Zustand stumpfer Förmlichkeit – er war stets makellos gekleidet, ein wenig servil und ohne eigene Wünsche, zumindest bekam ich nie etwas davon mit. Er schien einen Teil von sich aufgegeben zu haben, um mit dem Leben zurechtzukommen. Ich sah ihm oft dabei zu, wie er bei brütender Sommerhitze in Brogues, Hosenträgern und einem schmalkrempigen Filzhut den Rasen mähte, die Hemdsärmel sorgfältig hochgekrempt. Er gönnte sich genau eine Zigarette pro Tag und genau einen Cocktail im Monat, und nicht einmal dann wurde er lockerer, wie etwa mein Vater und meine Mutter nach einem Highball oder einem Bier der Chicagoer Brauerei Schlitz, was ab und an vorkam. Irgendwie wünschte ich mir immer, dass Terry einmal erzählen, einmal seine Geheimnisse preisgeben würde. Er musste doch jede Menge interessanter Geschichten auf Lager haben, über all die Städte, die er besucht hatte, oder über die reichen Leute, wie sie sich in Zügen benahmen – oder eben nicht. Doch wir bekamen davon nichts zu hören. Aus irgendeinem Grund erzählte er nie etwas.

Mit ungefähr vier Jahren beschloss ich, das Klavierspielen lernen zu wollen. Craig, der schon in die erste Klasse ging, verschwand bereits regelmäßig nach unten, um bei Robbie seine wöchentliche Unterrichtsstunde zu absolvieren. Und er kehrte immer relativ unversehrt zurück. Ich fand, ich sei so weit. Ich war auch einigermaßen überzeugt, ich hätte schon Klavierspielen gelernt, und zwar durch direkte Osmose – die vielen Stunden, die ich damit zugebracht hatte, anderen Kindern zuzuhören, wie sie sich durch ihre Stücke quälten. Die Musik hatte ich schon im Kopf. Ich wollte nur